

Terror des Dialogs

Oktober 2004

Während in den letzten Jahren regelmäßig einzelne meist osteuropäische Länder als Ehrengast zur Buchmesse geladen waren, ist es dieses Jahr eine ganze Welt, nämlich die „Arabische Welt“ geworden. Waren gemeinhin die jeweiligen Kulturministerien und die PEN-Clubs die Vertrags- und Kooperationspartner, ist es dieses Jahr die Arabische Liga, ein im Geiste des Panarabismus gegründeter politischer Zusammenschluss und die ihr angegliederte ALECSO, die „Arabische Organisation für Bildung, Kultur und Wissenschaften“. Diese hat sich neben dem „Brückenbau zwischen der arabischen Kultur und anderen Weltkulturen zur Förderung des Dialogs und der Kooperation“ vor allem die „Förderung der kulturellen Einheit der arabischen Welt“ auf die Fahnen geschrieben und unterhält zu diesem Zweck nebst anderen Institutionen auch ein „Büro für Arabisierung“ in Rabat. Warum also die Arabische Liga zur Frankfurter Buchmesse einladen?

Wenn man sich die illustre Runde von Staaten ansieht, die die Arabische Liga bilden, erscheint die Antwort naheliegend: da finden sich nämlich Libyen, Syrien, Saudi-Arabien, der Sudan, die PLO – also eine Art who is who, autokratisch bis diktatorischer Regime, die man einzeln aus politisch-moralischen Gründen nie hätte einladen können. Über den Umweg Arabische Liga glaubte man sich eine Diskussion über den symbolträchtigen Wert einer Einladung solcher Staatswesen zur größten Fachmesse ersparen zu können. Und deshalb versucht die Buchmessenleitung auch noch den letzten Anklang an die politische Sphäre der geladenen Gastländer mittels eines terminologischen Manövers zu tilgen: Es wird auf Plakaten und in Presseerklärungen nicht von der

Arabischen Liga gesprochen, sondern von einer arabischen „Welt“. Arabische Welt, das riecht nach edlen Gewürzen und erzählt von märchenhaften Sommernächten, klingt nach Morgenland und Orient.

Nach einer derartigen Entpolitisierung lässt sich leichter der allseits gesuchte **Dialog** führen, ohne belästigende Erinnerung an die etwas unschöne aktuelle politische Situation in den meisten Ländern der Arabischen Liga. Wir befinden uns ja im Dialog der **Kulturen** – und wer wollte gegen einen solchen Austausch, gegen das Kennenlernen und Verstehen des Anderen schon etwas einwenden? Das können nur bornierte Provinzler oder schlimmer noch Rassisten sein, Fanatiker der Aufklärung, die nichts gehört haben von deren Dialektik, die ihre Werte nicht zu relativieren in der Lage oder Willens sind, sie stattdessen gar dem Anderen aufzwingen wollen. Deutsche Journalisten mit Sinn für Höheres sehen hingegen auch die metaphysische Dimension: *Der Orient begegnet dem Okzident*. Wir lassen also den schnöden Alltag, das sensationsgeleitete politische Tagesgeschäft hinter uns, um zu echter Begegnung, authentischer Kultur, tiefem Verständnis vorzudringen. Derart in deutsche Gefühlslage versetzt, sind wir auch offen für das Begreifen der großen Zusammenhänge und erkennen die Kurzlebigkeit und Kleinkarierteheit so mancher Kritik im Angesicht zentraler weltgeschichtlicher Grundlinien. Da wird der Mythos von Sevilla - dem Ort multireligiöser Symbiose - beschworen, die arabische Mathematik und Ingenieurskunst gelobt, ohne die Europa nicht wäre, was es ist usw., usf. Wer möchte da schon mit suicide bombing in Tel Aviv, Faludscha und Beslan, mit Steinigungen nach

Ehebruch oder mit rassistischem Massenmord im Sudan behelligt werden? Vielmehr handele es sich dabei um sicher bedauernswerte und kritikable Erscheinungen (deshalb muss der Dialog auch ein kritischer sein), die jedoch als (Über-)Reaktionen auf die Zerstörung ebendieser authentischen arabischen Kultur durch den westlichen Kolonialismus zu verstehen seien. So durfte sich denn auch Sadik J. Al-Azm auf der Pressekonferenz der Buchmesse (am 09. Oktober 2004) darüber beschweren, dass es bei einem Anlass wie diesem kaum noch möglich sei, „über irgend etwas zu sprechen, ohne sich erst einmal durch rituelle Kommentare zum 11. September, dem Islam, dem Terrorismus, dem Irak, Palästina, und der gesamten Nahostfrage zu legitimieren“. Darauf, dass die „Gefühle von Hass und Animosität“ in den arabisch-islamischen Gesellschaften auf die Tatsache zurückzuführen seien, „dass die Araber seinerzeit gegen ihren Willen und Widerstand in die Moderne Welt hineingezwungen wurden“ und dass das „gewaltsame Eindringen Europas in die arabische Welt (...) mit allem aufräumte, was nicht genügend Lebens- und Widerstandskraft besaß“ wollte er aber schon hinweisen.

Mit dem entpolitizierenden Rückgriff auf Kultur wird insgesamt ein Raum des Gutsprechens um den Ehrengast „Arabische Welt“ kreiert, der jede Kritik im Keime ersticken möchte.

Amr Musssa, Vorsitzender der Arabischen Liga, nutzte diese Strategie bereits bei einer Pressekonferenz, um politischen Fragen aus dem Wege zu gehen: In Frankfurt gehe es um Literatur und Kultur, nicht um Politik, donnerte er. „Normalerweise stehen wir als politische Angeklagte vor der Welt“, sagte Musssa, „in Frankfurt sind wir plötzlich eine Kulturlandschaft, die etwas zu bieten hat, sonst wären wir nämlich nicht eingeladen worden.“

Wolfgang Pohrt hat bereits 1984 in seinem Essay 'Stammesbewußtsein und Kulturnation` auf die strategische Funktion des Kulturbegriffs hingewiesen: „Ihre vielseitige Verwendbarkeit in der politischen Propaganda“, so Pohrt, „verdankt die Kultur zwei Eigenschaften, einerseits ihrem Abgrenzungs- und Ausgrenzungsvermögen, andererseits ihrer Unbestimmtheit. (...) Die Kultur als ein Ding, von dem jeder gern spricht und von dem keiner genau sagen kann, was es eigentlich ist, hat deshalb auf der politischen Bühne stets die Rolle eines Wandschirms gespielt, hinter den die Akteure traten, um das Kostüm, die Feinde, die Verbündeten, die Fronten zu wechseln. Gleichzeitig war der Kultursektor die Drehscheibe, auf welche man die öffentliche Diskussion schob, um ihre Inhalte und ihre Richtung nach Maßgabe der Opportunität zu verändern unter Beibehaltung der Illusion, es werde noch immer nach Vernunftgründen entschieden, wo in Wahrheit der Instinkt und die Reflexe die Orientierung gaben.“ Jene Instinkte und Reflexe nun, die zum interkulturellen Dialog drängen, entspringen zuvörderst der latenten Feindseligkeit gegen die eigene Zivilisation. Auf die Zumutungen und Versagungen bürgerlicher Subjektivität antworten die Einzelnen nicht mit der objektiv längst überfälligen gesellschaftlichen Emanzipation, der Errichtung des Vereins freier Menschen, sondern mit individueller Regression. Daher erklärt sich die Attraktivität, die die Phänomene unmittelbarer Herrschaft plötzlich wieder auszuüben vermögen. Es ist diese gegen-aufklärerische Sehnsucht, die den Brückenschlag dorthin motiviert, wo Selbstmordattentäter ausagieren, was man sich selbst glücklicherweise noch verbietet. Indem nun Kultur abgespalten von einer politischen Sphäre betrachtet wird, kann man die gesellschaftlichen Verhältnisse in den arabischen Ländern wahlweise verleugnen oder zur spezifisch orientalischen Reaktionsweise verklären und der unterschweligen Faszination freien Lauf lassen.

Generell ist das Grundmuster der Zurückweisung jeglicher Kritik an den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen immer das selbe: Andere, nicht-westliche Kulturen seien in ihrem So-Sein anzuerkennen und nicht zu bewerten. Alles andere sei westliche Überheblichkeit, Eurozentrismus, Zeugnis rassistischer und kolonialistischer Tradition.

Wie statisch, nationalistisch, antimodern, anti-kosmopolitisch und identitär der Kulturbegriff der arabischen wie der deutschen Seite ist, bringt der Direktor der Frankfurter Buchmesse, Volker Neumann, höchstselbst zum Ausdruck, wenn er lapidar den Sinn der Ehrengast-Veranstaltung in den Satz fasst: „In Frankfurt geht es schließlich um die Darstellung einer kulturellen Identität.“ Und wenn es um Identität geht, ist das Wurzeldenken nicht weit. So sind denn auch Peter Ripken, dessen Gesellschaft zur Förderung der Literatur in Afrika, Asien und Lateinamerika enger Kooperationspartner der Buchmesse ist, Exil-Autoren nicht ganz geheuer. Ein großer Teil arabischer Intellektueller lebe gar nicht mehr in Damaskus oder Kairo, sondern in Paris, London oder: „sonst wo“. Dass dabei keine authentische arabische Kultur mehr herauskommt, ist für Ripken so ausgemacht wie verwerflich. Offenbar sollen alle bleiben wo sie sind, um zu bleiben, was sie sind.

Dem Gerede von Brücken bauen und gegenseitigen Kennenlernen der verschiedenen kulturellen Identitäten entspricht dann auch konsequent eine politische Konzeption, die sich in weltpolitische Konfrontation zu denjenigen Staaten bringt, die die Bedrohung autoritärer Regime und des islamistischen Antisemitismus nicht verschweigen oder schönreden – im Gegenteil, die dieser Bedrohung entgegenzuwirken versuchen: den USA und Israel. In Kenntnis dieser Konfrontation erklärt ein Sprecher der Buchmesse: „Man darf nicht nur eine Stimme hören auf dieser Welt.“ Wer diese Stimme ist, müßte eigentlich nicht mehr erwähnt werden. Johano Strasser, Präsident des PEN-Zentrums in Darmstadt lässt es sich dennoch nicht nehmen, den gemeinsamen Feind beim Namen zu

nennen. Dass die Frankfurter Buchmesse eine andere Auffassung habe als die amerikanische Regierung, dürfe ruhig deutlich werden, sagte er gegenüber der dpa.

Die Buchmessen-Organisatoren nehmen also, wie die Frankfurter Rundschau das seit Jahren tut, die Position der Äquidistanz gegenüber den aus dieser Perspektive vermeintlichen beiden schlechten Polen ein: Hier verbohrt Westler, meist Amerikaner, dort die etwas verbohrt Islamisten, in der Mitte die vermeintlich abwägenden, aufgeklärten und selbst die Aufklärung noch hinterfragenden Deutschen. Die beiden streitenden Parteien, dazwischen Deutschland. Mathias Lüders nimmt in seinem Artikel „Wir sind Arabien“ genau die Position ein, die Deutschland und Teile Europas weltpolitisch einnehmen wollen: die Position des Richters. „Im Orient wie im Okzident dominieren Stereotypen in der gegenseitigen Wahrnehmung, oft genug begleitet von einer aggressiven Rhetorik gegen "den Westen" oder "den Islam". Ein ernsthafter Dialog bedeutet die Überwindung der jeweils vorherrschenden autistischen Diskurse: The West is best, Allah ist am Größten.“, so Lüders. Als Richter erscheint man erstens moralisch überlegen, man hat beide Seiten gehört, kann die Ansprüche beider Seiten abwägen. Zweitens ist man berufen, das Urteil zu sprechen und womöglich auch zu exekutieren. Und dadurch lässt sich drittens nach gelungener psychischer Rationalisierung umso heftiger selbst projizieren. Hier die unaufgeklärten Araber, deren Hang zu Gemeinschaft, Verantwortungslosigkeit, unmittelbarer Aneignung qua Korruption, mythischem Denken und Lust an personaler Herrschaft man zwar zunächst vordergründig anprangert, aber sodann zum Kulturgut erhebt, damit als unveränderlich ethnisiert und qua Infantilisierung auch gleich wieder rechtfertigt. Dort, im Westen, hypertropher Rationalismus, Individualismus und Hedonismus. Während der Westen dem Deutschen als der Zivilisation nach oben entragend erscheint, als überzivilisiert, so „die arabische Welt“ als

unterzivilisiert. Dass der Deutsche, hineinimaginiert in die Rolle entscheiden zu müssen, ob Vernunft und Zivilisation oder Herz und Kultur obsiegen soll, immer schon letzteres wählt, ist so nachdrücklich geschichtlich belegt, wie aktuell. Und so will das linksliberale Spektrum, diesmal in Gestalt der Buchmesse, die „andere Auffassung“ zu Gehör bringen. Indem die Stimme der Unterdrückten zu Wort komme, soll das Bild von der arabischen Welt verändert werden, nicht deren Realität. Mit einer Art antirassistischem Impetus versehen, findet hier jedoch das genaue Gegenteil statt. Unterdrückt sind in dieser Vorstellung nämlich nicht etwa die arabischen Frauen, die sich in Burkas hüllen müssen, sondern der arabische Patriarch, der sich „vom Westen“ kulturimperialistisch Misogynie vorhalten lassen muss. Unter der Hand sind aus benennbaren gesellschaftlichen Gruppen, die Unterdrückung und Verfolgung ausgesetzt sind, nämlich: Juden in arabischen Ländern, Frauen, die für sich und ihre Geschlechtsgenossinnen Emanzipation beanspruchen, bekennende Homosexuelle, regimekritische Schriftsteller, Intellektuelle u.a.m. nun „die Araber“ geworden: „Die Araber“ werden „vom Westen“ unterdrückt. Dass sich hinter dem Ausdruck „Westen“ vorzugweise Amerikaner, Israelis und Juden verbergen, muss dabei kaum mehr gesagt werden.

Die Stimme der Unterdrückten wird auf der Buchmesse also sicherlich kaum zu hören sein, weil diese um Leib und Leben fürchten müssen. Dem Vorhaben, das Bild von der arabischen Welt zu verändern, entspricht eine Vorstellung und eine Form des Antirassismus, die in ihrem Kern selbst rassistisch ist: In der Schwärmerei von der eigenständigen arabischen, gar kulturellen Identität, die endlich einmal anerkannt werden müsse, ersetzt der Kulturbegriff doch stets nur den der Rasse. Jener enthält nämlich bereits den fließenden Übergang zur Lehre von der Ungleichheit der Rassen in sich. Frauenfeindlichkeit, Homophobie, ein rigider Moralkodex, Anti-Individualismus, Patriarchalismus usf. werden als Ausdruck kultureller Eigenart hingestellt, die zwar

gewöhnungsbedürftig, aber erst einmal zu verstehen und anzuerkennen seien.

Wir gehen im Gegensatz nicht davon aus, dass in der sogenannten arabischen Welt diese Züge unauflöslich in Kultur verankert sind: sie sind ein gesellschaftlich-politisches Programm, das hegemonial ist und genau deshalb Gegenstand der Kritik sein muss. Sie sind nicht Ausdruck kultureller Authentizität, sondern von Herrschaft.